

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 4

Artikel: Hunger
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

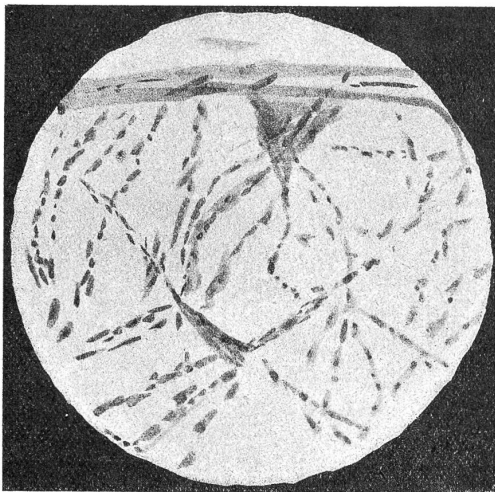
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

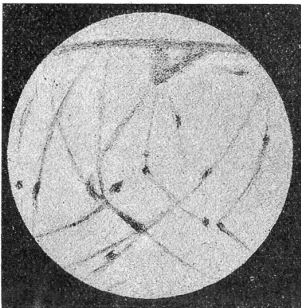
Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

machte, die man aus der Ferne photographierte; wahllos hingeworfene Klere ergaben auch das Bild von Linien, von



Erklärung der Marskanäle nach Newcomb.



Die obere Figur zeigt das verkleinerte Bild einer willkürlichen Zusammenstellung von Flecken und Strichen.

Die untere Figur zeigt, wie ein Beobachter aus größerer Distanz diese Zusammenstellung aufsaugt und zeichnet. Charakteristisch ist, daß die getrennten Flecken und Striche als zusammenhängende Linien aufgefaßt werden.

(Klischee aus „Dr. W. Brünner, Astronomie. Eine Einführung für Schulen und zum Selbststudium.“ — Verlag: Orell Güssli, Zürich)

„Kanälen“. Uebrigens sieht man mit den modernen großen Teleskopen die Kanäle nicht, wohl aber ganze Reihen von Flecken und Streifen.

Damit ist man natürlich den Geheimnissen des Mars nicht näher gekommen. Es bleibt also der Zukunft vorbehalten, den Schleier, der über diesen Himmelsnachbar gedeckt ist, zu lüften. Seitdem die Astronomie über die Photographie als Hilfsmittel verfügt, sind die Chancen dazu wesentlich größere geworden. Astrophotograph nennt man das Instrument, dessen sich die Astronomen bedienen zum Photographieren der Sterne (S. Abb. S. 40.) Es ist eine geschickte Kombination von Teleskop und Photographierapparat, die es ermöglicht, ein Gestirne stundenlang zu beobachten und seine Lichteindrücke auf eine und dieselbe Stelle der photographischen Platte wirken zu lassen. So können die kleinsten Lichteindrücke, die bei kurzer Beobachtung durch das Auge nicht wahrgenommen werden, photographisch festgehalten werden, und so wurden auch die kleinen Planetoiden entdeckt, die vorher keinem Beobachteraue sich zu erkennen gegeben hatten.

H. B.

Hunger.

In allen Zeitungen liest man diesen ominösen Titel. Das Gespenst des Hungers schleicht durch die Länder, die der Krieg verwüstet hat. Die nächsten Wintermonate werden schreckliche werden in Oesterreich, im Tirol, in gewissen Gegenden Deutschlands, um nur die Nachbarländer zu nennen. Aufrufe werden erlassen, die zugunsten der Hungerbedrohten zu Hilfsaktionen auffordern. Hoffen wir, daß diese Hilfsrufe nicht ungehört verhallen, daß sie namentlich dort Gehör finden werden, wo die Macht und Möglichkeit liegt, eine wirksame Hilfe zu organisieren: bei den Regierungen der siegreichen Länder und der neutralen Staaten, die mit Lebensmitteln wohl versorgt sind.

Wir geben nachstehend aus der Broschüre „Im Lande der Tschechoslowaken“ von R. F. Kurz ein Stimmungsbild wieder, das unsern Titel trägt. Der Verfasser hat vor einem Jahr die junge tschechoslowakische Republik bereist und hat dabei einen tiefen Einblick getan in die Not der östlichen Kriegsländer. Sein erster Besuch galt der Hauptstadt Prag. Dort lernte er auch den Hunger eines Volkes zum ersten Male kennen. Geben wir ihm das Wort:

An einem Vormittag, schreibt R. F. Kurz, holte uns der Polizeinspektor von Prag im Hotel ab. Wir fuhren in flinken Automobilen durch die Straßen, durch breite zwerst, mit hohen, behäbigen Häusern zu beiden Seiten, die immer noch das Gepräge des einstigen Wohlstandes tragen, obwohl überall die Spuren der vier harten Kriegsjahre deutlich und scharf sichtbar waren. Bald aber kamen wir in die ärmeren Viertel, wo die Gassen winzig und schmal waren, wo die Häuser matte, blinde Fenster hatten und finstere Toreingänge.

Es schnitte in großen nassen Flocken, die auf Gesimsen und Mauervorsprüngen liegen blieben und allen den kahlen Häusern ein altes und unfrohes Aussehen gaben. Auf dem Erdboden schmolzen sie rasch. Man hätte glauben können, die elenden Häuser seien aus dem graugelben Schlamm emporgewachsen.

Wir traten in eine der finsternen Türen ein. Dahinter wohnte der Hunger. Niedrige Stuben mit einer schweren Luft, die durchdrängt war von der Ausdünstung der Bewohner und ihren alten, feuchten Kleidern. Seltsam fremde Menschenfiguren waren es, mit gelblichen Gesichtern, deren Haut und deren Augen einen eigenen matten Glanz hatten und deren Lippen fahl und bläulich erschienen.

Einem der Vornehmeren unter diesen vom Leben Verstoßenen galt der erste Besuch. Es war ein Feuerwehrmann, der im Tag zwanzig Kronen verdiente. Sieben Menschen wohnten hier im selben Raum, vier Kinder und drei Erwachsene. Die Mutter der Frau war eben von einer Lungenentzündung genesen. Halbangeliebet hantierten die zwei Weiber am Herd. Auf dem Tische stand eine Schüssel mit einem grauen Teig, ein paar Eier lagen dabei. Sie hatten ihre Mehrlration erhalten und waren jetzt daran, Nudeln zu bereiten, für eine Woche, vielleicht auch für zwei.

Unnötig zu fragen, die Gesichter sagten es deutlich, das ganze Zimmer sagte es: daß die zwanzig Kronen genügten, die sieben Menschen am Leben zu erhalten, aber nicht, sie richtig zu ernähren.

Zur eigentlichen Armut kamen wir erst später.

Ein dunkler, enger Hof. Am Boden ein paar Pflastersteine, die wie nasse, glänzende Hügel aus dem zähen Kot emporragen. Blickt man empor, so wähnt man sich in einem Loch, in das der graue Schneehimmel seine Flocken langsam und träge hineinstreut. Nach allen Seiten hin öffnen sich kleinere Löcher, schwarze Fenster und Türen. Darin tauchen Gesichter auf und zerlumpte Gestalten. Ein paar grelle Weißerstimmen reifen irgendwo. Plötzlich verstummen sie. Ein dünnes bleichernes Kinderstimmlein klagt sein Elend in diese trostlose Welt hinaus. Nur ein paar verzagte, welke Schreie. Dann wird es wieder still. In dieser Stille aber liegt etwas Drohendes und Schicksalsschweres.

Allerlei Menschen haben sich im Hofe angesammelt. Aus den Löchern rings in den grauüberkrusteten Häusermauern sind sie hervorgekrochen. Nun stehen sie im kalten Schlamm, die meisten barfuß, und starren mit erloschenen Augen auf uns herüber, wortlos, stumpf, in blöder Neugierde. Hohlwangig stehen sie da, schlottrig und alt. Selbst die Kinder haben faltige, welke Greisengesichter. Selbst die Kinder haben diesen leeren Blick, der lange und gleichgültig an ein und derselben Stelle haftet und anscheinend zu müde ist, um sich von einer zur andern zu bewegen. Sie haben keine Spiele mehr, diese Kinder. In ihren Gesichtern liegt etwas Eigentümliches, als habe sie alle der Tod gezeichnet.

Ein paar kleine Mädchen in viel zu kurzen Röschchen stehen eng aneinandergedrückt, zerzauste Haarsträhne in den Gesichtern, mit Gliedern, deren Gelenke knorrig und hoch hervorstehen. Sie essen aus einer Papierdüte etwas Schwarzes.

„Was ist es?“ fragte jemand den Polizeinspektor.

„Mohn — das mögen sie gerne.“

Sie essen den schwärzlichen Mohnsamen und es schmeckt ihnen anscheinend gut. In ihren kleinen Gehirnen war gewiß keine Vorstellung, daß es noch bessere Dinge gibt.

Viele Menschen wohnen hier in diesen rotbraunen, rauchgeschwärzten Häusern. Sie brauchen wenig Raum für sich und ihr Elend. In den dumpfen, feuchten Löchern drängen sich die meist zahlreichen Familien zusammen. Und hier gab es keine Rudeln mehr, die auf Vorrat gemacht werden konnten. Hier gab es sogar Menschen, die ihre schmale Brottraktion nicht holen konnten, weil sie kein Geld hatten. Hier gab es Menschen, die Küchenabfälle aßen aus schmutzigem Papier, ein Gemisch von allerlei Unbeschreiblichem.

Es ist hier nicht der Hunger von heute oder gestern, es ist der Hunger vieler Jahre. Er hat offenkundig in den Menschen den Willen zum Leben ertötet, selbst die Begierde scheint erloschen zu sein. Träge stehen sie da und schauen uns gleichgültig an. Sie strecken nicht die Hand aus. Sie betteln nicht, weder mit Worten noch mit Blicken. Wenn eine der zerlumpten Gestalten langsam in den finstern Löchern in der zerbröckelten Hausmauer verschwindet, glaubt man, sie sei gegangen, sich einen Platz zu suchen, um den Tod zu erharren.

Viele Straßen lang stehen diese düstern Häuser mit den schmuckigen, finstern Höfen. Viele Straßen lang öffneten sich gähnend die schwarzen Toreingänge. Tausende von Menschen wohnen hier, die seit Jahren hungern, die heute nicht wissen, wovon sie morgen leben sollen.

„Sie können eintreten, wo sie wollen — überall werden Sie dasselbe finden.“ sagte der Polizeinspektor.

Wir glaubten es ihm. Man sah es den Straßen an. Die gelben, wächsernen Gesichter und die leeren Blicke der Menschen kündeten überall dasselbe. Es roch förmlich nach Armut und Not.

Früher wohnten hier kleine Arbeiter, Tagelöhner und dergleichen — jetzt wohnt in allen den Häusern der Hunger. Die meisten jungen Männer hat der Krieg gefressen und für die wenigen, die zurückblieben, fehlt es an Arbeit. Dazu kommt noch die Teuerung.

Wer soll helfen? Wer kann helfen?

Das ist das Bemühende, daß wirksame Hilfe zurzeit fast unmöglich erscheint. Es müßte viel zugeführt werden können. Denn das Land hat keine Vorräte mehr. Die schmalen Rationen reichen nur noch für ein paar Wochen. Kein Mensch weiß, wovon die Stadt leben soll bis zur nächsten Ernte. Die Stadt hat versucht, den Ärmsten zu helfen — aber es mußten überall klägliche Versuche bleiben.

Da gibt es viele Volksküchen. Wir sahen eine, in der man für zehn Heller einen Teller Suppe kaufen konnte. Sie war dünn und braun, die Suppe, wie Bachwasser an Regentagen. Wie man uns sagte, bleiben viele der Berechtigten zu Hause, weil sie glauben, der Verbrauch an Kraft zum Hin- und Rückweg und das lange Warten in der Kälte sei viel größer als der Nährwert der dünnen Suppe. Eine zweite Volksküche sahen wir, wo bessere Arbeiter und Beamte ihr Mittagsmahl einnahmen. Es gab Suppe, Kartoffeln und Rutteln. Das kostete neunzig Heller. Der Andrang zu diesem Lokal war groß.

Auf der andern Seite der Straße wohnte ein Schuster. Es schien ein ganz gutes Geschäft zu sein. Im Hinterzimmer, das zugleich Küche war, saßen der Meister und seine vier Gefellen um den Mittagstisch. Die Frau stellte, als wir eintraten, das Essen hin: Kartoffeln und Rüben.

Jemand fragte, was sie gestern aßen. Da lachten alle um den Tisch. Kartoffeln und Rüben. Auch morgen wird

es dasselbe sein und übermorgen und alle Tage, erklärte die Frau. Das Schlimmste aber sei, daß man kein Fett zum Kochen habe.

Dieses Lachen war sehr bezeichnend. Die Menschen nahmen die schwere Not auf sich, ohne zu murren. Sie aßen Kartoffeln und Rüben ohne Fett, als sei das nun einmal so bestimmt . . . Mitshewo! — Ist es so slawische Eigenart, oder aber sind die Klagen längst erstorben?

Es ging mir nicht mehr aus dem Kopf, als wir wieder im Automobil durch die Straßen der großen Stadt jagten, an Hunderten und Tausenden von Menschen vorbei, die ihrem Mittagstische zustrebten, wo es für die weitaus größere Hälfte mit Bestimmtheit nur Kartoffeln und Rüben ohne Fett gab. Aber sie gingen gelassen. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit trugen sie das Elend, das sie nicht vermaget. Man mußte diese Menschen bewundern. Im Leiden liegt auch ein Heldentum.

Was aber, wenn die erhofften Lebensmittelzüge nicht eintreffen? Wenn nach ein paar kurzen Wochen selbst Kartoffeln, Rüben und das bißchen Brot nicht mehr da ist? —

Auch eine Findlingsanstalt beuchten wir, oder vielleicht richtiger ein Asyl für uneheliche Kinder, die hier mit ihren Müttern aufgenommen werden. Es waren dieselben düstern Bilder. Mütter und Kinder nur halb ernährt. Hundert gelbe Hungergesichter. Schwärzliche Wäsche, da seit Jahren die Seife fehlte. Die Kinder mit allerlei Lappen und unförmigen Stoffwickeln an den Füßchen, weil kein Schuhwerk aufzutreiben war.

Nicht ein einziges frisches Kindergesichtchen war da. In allen den Gesichtern stand ein scharfer Leidenszug, als verstanden die ganz kleinen Finger schon die große Not. —

Viele, viele von ihnen sterben ein paar Tage oder Wochen nach ihrer Geburt.

Nowotscherkask und Kopenhagen.

Wer weiß, was Nowotscherkask ist? Die Hauptstadt im „Gebiet des Donischen Heeres“, Sitz des Kosakenhetmanns, bis vor einer Woche das Zentrum der russischen Gegenrevolution, nun in Bolschewisten-Händen.

Man ist versucht, eine Parallele zu ziehen und einen Gegenpunkt im Verlauf der französischen Revolution zu bestimmen: Toulon. In Toulon hielt sich eine verzweifelte Bürgerschaft mit englischer Hilfe gegen die Heere der Sansculotten, und ging trotz englischer Hilfe über. Ein Strafgericht des Schreckens beendigte die Verteidigung der gegenrevolutionären Stadt. Auch Nowotscherkask hielt sich trotz Englands Geldern und Munitionstransporten nicht — wenn ein Unterschied besteht — die Verteidigung Denikins war mobil, über Hunderte von Kilometern gespannt und brach sehr rasch zusammen. Und ein zweiter Unterschied vielleicht wird sich ergeben: Der rote Schrecken verlangt vielleicht keine besonderen Racheopfer. Die Parallelen führen aber weiter.

In der französischen Revolution lagen zur Zeit von Toulons Fall die Dinge so, daß die Aufstände und englischen Besetzungen in den westlichen Bezirken — der Vendée und Bretagne — zusammenbrachen; gleichzeitig gelang es den Revolutionären, einen neuen, furchtbaren Militarismus zu schaffen, der auf Disziplin, Autorität befähigter Führer und allgemeiner Wehrpflicht beruhte, der das Rüstzeug Napoleons ward, der den Anlaß gab zur Militarisierung ganz Europas — dank der überhandnehmenden allgemeinen Wehrpflicht in Preußen und Oesterreich nach der Niederwerfung Napoleons.

Genau so wie damals hat die Revolution in Rußland sich militarisiert: „Junksprüche melden von mobilen zwei Millionen Mann; deutsche Ingenieure leiten Munitionsfabriken mit eiserner Arbeitsordnung — der fehlende Teil des Analogons sind die Toulon folgenden 20 Jahre von